

# Warum Kurrent?

Ein kurzer Abriss der historischen Schriftentwicklung im deutschsprachigen Raum

Zusammenfassung eines Vortrags für Pro Scientia in Salzburg am 17. Mai 2022

Lukas Fallwickl

Warum können wir heute Handschriften, die zum Teil weniger als 100 Jahre alt sind, nicht mehr oder nur sehr schwer lesen? Die deutsche Kurrentschrift ist eine große erste Hürde sowohl in der Familien- und Regionalforschung durch interessierte Laien als auch in der Beschäftigung mit Quellen der Neuzeit durch beginnende Geschichtsstudierende. Diese methodische Schwierigkeit, die im romanischen und englischen Sprachraum nicht oder viel weniger besteht, ergibt sich durch einen Sonderweg, den die – auch „deutsche Schreibschrift“ genannte – Kurrent bis zu ihrer Abschaffung 1941 ging. Im Folgenden wird ein kurzer Überblick über diese erst noch überregional gemeinsam, dann gesondert verlaufende paläografische Entwicklung im deutschen Sprachraum von den Ursprüngen bis ins 20. Jh. gegeben.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit historischer Schriftkunde geht bereits auf das 17. Jh. zurück, als Jean Mabillon in seinem Werk *De re diplomatica* (1681) unter anderem die Datierung und regionale Einordnung von Schriften als Notwendigkeit für den Nachweis der Echtheit mittelalterlicher Urkunden definierte und erste Buchstabentafeln abbilden ließ. Den entsprechenden Forschungsbegriff der Paläografie prägte kurze Zeit später Bernard de Montfaucon mit einer Untersuchung griechischer Manuskripte (1705). Der gemeinsame Ursprung der Buchstabengrundformen aller europäischen Schriften (außer Griechisch und Kyrillisch) liegt im geschriebenen Latein der Spätantike. Die ausschließlich aus Großbuchstaben (Majuskelschrift) bestehende, sehr eckige Capitalis ist – vor allem aufgrund ihrer Wiederbelebung in der Renaissance – für uns heute noch problemlos lesbar. Ihre Weiterentwicklungen in Form der runderen Unziale und Halbunziale (ca. 5.–8. Jh.) etablierten neue Buchstabenformen, die uns allerdings immer noch zum Großteil geläufig sind, da es sich besonders bei der Halbunziale, die langsam ein heute noch gebräuchliches Vierlinienschema mit Ober- und Unterlängen (Minuskelschrift) ausbildete, vielfach um Vorformen unserer heutigen Kleinbuchstaben handelt. Im Frühmittelalter waren daraus hervorgehend verschiedene regionale Sonderformen (Insulare, Westgotische, Merowingische, Oberitalienische Schriften) verbreitet, die mehr oder weniger große Einflüsse der Jüngeren Römischen Kursive – einer durch einen Reichtum eigenwilliger Ligaturen extrem schwer lesbaren Verwaltungs- und Gebrauchsschrift des spätantiken römischen Reichs – aufweisen, und dadurch heutigen Augen eher Schwierigkeiten bereiten.

Das Bedürfnis nach einer überregional einheitlicheren Schrift, die sowohl den kalligrafischen Ansprüchen für die Buchherstellung genüge als auch leichter zu schreiben und – durch nur sehr wenige Ligaturen – zu lesen war, führte im späten 8. Jh. zur bewusst vorangetriebenen Entwicklung der Karolingischen Minuskel im Frankenreich. Diese konnte tatsächlich ihrem Auftrag der Vereinheitlichung gerecht werden, sie verbreitete sich rasch in ganz Europa und konnte im Lauf der Jahrhunderte auch die hartnäckigen Sonderformen in West- und Südeuropa letztlich verdrängen. Sie blieb über einen enorm langen Zeitraum in Verwendung (9.–12. Jh.) und erfuhr dabei kaum Veränderungen, wodurch sie sozusagen zur Mutter der weiteren Schriftentwicklung wurde. Entsprechend deckt die Karolingische Minuskel bereits beinahe unseren ganzen heutigen Bestand an Kleinbuchstaben ab und ist daher auch für Ungeübte recht gut lesbar. Besonderheiten daraus, die sich bis heute (z. B. hier in der Times New Roman) gehalten haben, sind die Et-Ligatur „&“, das doppelstöckige „a“ und das „g“ mit geschlossener Unterlänge. Im 13. Jh. kam es immer mehr zur gotischen Brechung, dem mehrfachen Umknicken der Buchstabenschäfte und Brechen der Bögen, welches das typische, gitterartige Bild der gotischen Schriften mit ihren vielen Spitzen und Kanten ergibt. Die Karolingische wurde somit von der Gotischen Minuskel und ihren spätmittelalterlichen Ausformungen (Textura, Rotunda, Bastarda) abgelöst. Durch die beständig ansteigende Verbreitung der Schriftlichkeit etablierte sich abseits der aufwendigen Buch- und Urkundenschriften wieder stärker eine Gebrauchsschrift, die Gotische Kursive. Merkmal einer Kursiven, bei der man zum Zweck des schnelleren Schreibens weniger oft die Feder absetzen will, ist die stärkere Verbindung zwischen den Buchstaben und die Ausbildung von Schlaufen.

Der für die deutschsprachige Entwicklung entscheidende Bruch nahm seinen Anfang in der Renaissance des 15. Jh., als italienische Humanisten als Gegenentwurf zu den gängigen gebrochenen Schriften eine neue Minuskel entwickelten, die auf der Karolingischen Minuskel basierte, da man diese fälschlich für eine direkte Fortführung der Schrift der römischen Antike hielt. Im aufkommenden Buchdruck wurde bald darauf ein entsprechender Schriftsatz hergestellt, geprägt von runden Bögen und geraden, von der römischen Capitalis inspirierten Serifen – die Antiqua. Fortan existierten sowohl humanistische als auch gotische Druckschriften sowie die jeweils entsprechenden Kursiven bzw. Schreibschriften parallel zueinander, wobei jedoch die leichter lesbaren Antiqua-Druckschriften rasch Verbreitung fanden und die Überhand gewonnen, etwa in Frankreich und Spanien schon im 16. Jh. und später auch in Großbritannien und Skandinavien. Im deutschsprachigen Raum hingegen hielt die Dominanz der gebrochenen Druckschriften, vor allem der aus Gutenbergs Textura-Lettern weiterentwickelten Schwabacher und Fraktur, noch für Jahrhunderte an. Entsprechend wurde

auch die Humanistische Kursive nicht als Schreibschrift angenommen, sondern die Spätgotische Kursive (Bastarda) zur Kurrent weiterentwickelt. Hierbei fanden bereits in den ersten Jahrzehnten des 16. Jh. Umformungen im Sinne einer flüssigeren Kursivität statt: Verbindungen zwischen den Buchstaben durch diagonale Haarstriche wurden zur Norm, Schlaufen, die bereits zum Teil bei Oberlängen bestanden, wurden konsequenter und auch auf Unterlängen ausgedehnt, durch zu viele Einzelstriche gebrochene Groß- und Kleinbuchstaben wurden vereinfacht. Dennoch blieb ein spitzwinkliger Duktus als Charakteristikum vorerst erhalten, die Kurrent gehört aus paläografischer Sicht zu den gebrochenen Schriften.

In den folgenden drei Jahrhunderten unterlag die Kurrentschrift einer beständigen Veränderung in ihrem Gesamtbild in Relation zu den vorherrschenden Kunstepochen und ihrer jeweiligen Ästhetik. Die Form der Renaissance war noch relativ nüchtern, mit wenig Verzierungen versehen, hatte gedrungene Buchstaben mit deutlichen Haar- und Schattenstrichen sowie kurze, breite Ober- und Unterlängen mit einer leichten Linksneigung. Im Gegensatz dazu zeigt das Schriftbild des Barock im 17. und frühen 18. Jh. sehr runde Buchstabenformen mit dünneren Federstrichen, eine Vielzahl ausladender Ornamente wie Bögen und Schnörkel sowie überdimensionierte Ober- und Unterlängen mit großen Schlaufen in zunehmender Rechtsneigung. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jh. sorgte der Klassizismus wieder für eine stärkere Rationalisierung des chaotisch gewordenen Schriftbilds hin zu nüchternen Formen und Regelmäßigkeit, wobei die Einführung der allgemeinen Schulpflicht zur Normierung beitrug. Die Neigung nach schrägrechts bezog nun alle Buchstaben ein, die runden Bogenformen wichen spitzen Winkeln, die Buchstaben rückten näher aneinander und streckten sich, wodurch auch die Schlaufen schmaler wurden. Einheitliche Kanzleischriften im Verwaltungsbereich waren eine angenehme Folge, allerdings nahm trotz aller Bemühungen der Schulmeister die Individualität im privaten Schriftgebrauch ab dem 19. Jh. ständig zu.

Die größte Problematik beim Lesen später Kurrentschriften ist die irritierend große Ähnlichkeit zwischen „e“ und „n“ – ausgerechnet den beiden häufigsten Buchstaben der deutschen Sprache – sowie teilweise auch dem „r“. Darüber hinaus wartet die Kurrent mit einer größeren Zahl an Buchstabenformen auf, die uns heute sehr unlogisch erscheinen, wie etwa das nur aus zwei langen Schlaufen bestehende „h“. Viele dieser Formen lassen sich durch ihre Fortentwicklung aus der gotischen Schrift des 15. Jh. erklären, die sich teilweise bereits recht weit von der Karolingischen Minuskel entfernt hatte, auf welche unsere lateinischen Druck- und Schreibschriften letztlich zurückgehen. Einige andere wiederum können direkt aus der fortschreitenden Kursivität hergeleitet werden. So liegt etwa der Grund für das n-artige „e“ darin, dass es ursprünglich nicht wie heute als kleine Schlaufe gezogen wurde, sondern mit zwei

separaten Strichen erst der gerundete Schaft nach unten gezogen und dann die Öse oben aufgesetzt wurde. Im 16. Jh. verband man diese Bewegungen unter Beibehaltung der Reihenfolge – ein Verbindungsstrich zum Weiterschreiben musste somit aus der Mitte des Buchstaben gezogen werden. Zum schnelleren Schreiben öffnete sich die Öse im 17. Jh. und der nun offene Bogen wurde immer weiter zum Zeilenboden gezogen, bis im 19. Jh. ein Buchstabe mit zwei parallelen Schäften daraus entstanden war. Ähnlich beim „h“, dessen Abschwung im 15. Jh. eine verzierende kleine Unterlänge hatte, aus der später konsequent eine weitere Schlaufe gezogen wurde. Durch Flüchtigkeit wurde der auf der Zeile aufliegende Schaft im Barock abgerundet und ging schließlich im 19. Jh. ganz verloren.

Warum schreiben wir heutzutage nicht mehr in Kurrent? Unter den Nationalsozialisten galt die Antiqua als „nicht-arisch“ und Drucke in Fraktur wurden besonders gefördert, bis zu einer plötzlichen Kehrtwende 1941, als ein Erlass Martin Bohrmanns die Verwendung gotischer Schriften verbot, mit der haarsträubenden Begründung, es handele sich nach neuester Erkenntnis um „Judenlettern“. Im selben Jahr wurde entsprechend auch die Kurrentschrift in den Schulen abgeschafft. Wahrscheinlich wollte man aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die Sonderstellung der eigenen Schrift innerhalb Europas beseitigen, da sich das Deutsche Reich zu dieser Zeit am Höhepunkt seiner Ausdehnung befand. Die allermeisten Deutschsprachigen beherrschten ohnehin zusätzlich auch die Lateinschrift der Nachbarländer, da diese für fremdsprachige Begriffe, Personen- oder Eigennamen und Hervorhebungen in Gebrauch war. Kurrent wurde nach dem Krieg noch bis in die 1970er-Jahre vereinzelt als Zierschrift an Schulen gelehrt, bis sie sich gänzlich verlor. Das letzte alltägliche Überbleibsel daraus ist die Form des „ß“, das aus einer Ligatur des langen „s“ (ſ) mit dem nach unten geschwungenen „z“ besteht.

Beck, Friedrich / Beck, Friedrich Lorenz: Die Lateinische Schrift. Schriftzeugnisse aus dem deutschen Sprachgebiet vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln / Weimar / Wien 2007.

Bischoff, Bernhard: Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters, 4. Aufl., Berlin 2005.

Boeselager, Elke von: Schriftkunde. Basiswissen, Hannover 2004.

Gutzwiller, Hellmut: Die Entwicklung der Schrift vom 12. bis ins 19. Jahrhundert. Dargestellt an Hand von Schriftstücken des Solothurner Staatsarchives, Solothurn 1981.